

Die Leistungen der österreichischen Soziologie. Fiktionen und Fakten¹

Max Haller

„Eine gloriose Vergangenheit – eine nahezu bedeutungslose Gegenwart“ – lautet eine jüngst veröffentlichte Diagnose über den Zustand der österreichischen Soziologie aus der Feder unseres Kollegen Christian Fleck, der sich seit einiger Zeit als Historiker der österreichischen Soziologie profiliert hat.² Eine genauere Betrachtung der Ausführungen von Fleck erscheint auch deshalb geboten, weil er ähnliche Diagnosen bereits früher in österreichischen und internationalen Journalen (vgl. z. B. Fleck 1996, 2002) veröffentlicht hat³, dieses Urteil aber auch in Zeitungskolumnen immer wieder durchscheinen lässt. Der Artikel, in dem sich dieses Urteil findet, wurde von ihm auch an zahlreiche KollegInnen versandt, darunter zwei neue Professoren in Graz und ihre beiden jungen Mitarbeiter, allesamt aus Deutschland. Als Soziologe, der in Österreich groß geworden ist, einige Auslandserfahrungen mit sich bringt, nun schon lange an der Universität Graz arbeitet und sich schon immer für wissenschaftssoziologische Themen interessiert hat, sehe ich mich veranlasst, die Ausführungen von Fleck zu kommentieren und zu ergänzen. Allein die Tatsache, dass zuletzt an nahezu allen österreichischen Universitäten frei gewordene Professuren durch KollegInnen aus Deutschland besetzt wurden, scheint den beklagenswerten Zustand dieser Disziplin hierzulande zu belegen, von der Herkulesarbeit, die auf die Neuberufenen wartet, ganz zu schweigen. Das Bild unseres Faches in der Öffentlichkeit ist auch wichtig im Hinblick darauf, wie attraktiv es für Studierende und NachwuchswissenschaftlerInnen erscheint.

1 Die Diagnose von Fleck

Betrachten wir zunächst die Fakten und Argumente von Fleck. So argumentiert er, dass Österreich bis in die 1930er Jahre noch einige Klassiker hervorgebracht habe (Gumpowicz, Schütz, Lazarsfeld) und Österreicher auch in internationalen soziologischen Lexika als Mitarbeiter stark vertreten gewesen seien, während dies seit 1945 praktisch nicht mehr der Fall sei. Dafür ortet er zwei Hauptfaktoren: die Vertreibung des jüdischen Bildungsbürgertums durch den Nationalsozialismus und die Dominanz der Nachkriegssoziologie durch katholisch-konservative Politiker und Lehrstuhlinhaber, die keinen Wert auf die Rückkehr der Emigrierten legten, ja sie sogar verhinderten. Insbesondere ersteres bedeutete einen Verlust, von dem sich „die hier betriebene Soziologie [. . .] bis heute nicht zu erholen vermochte“ (S. 260). Nach dem Krieg seien Anstöße für die Etablierung und Entwicklung der Soziologie, so Fleck, ausschließlich vom Ausland gekommen, durch die Rockefeller Foundation, die Fulbright Kommission, die von Lazarsfeld

angeregte Gründung des Instituts für Höhere Studien u. a. Die Leistungen der wenigen Hochschulprofessoren der 1950er und 1960er Jahre (Knoll, Rosenmayr, Bodzenta u. a.) seien laut Fleck nicht nur vernachlässigenswert, ja sie beeinflussten vielfach die „ganze Disziplin zu deren Nachteil“ (S. 264). Die universitäre Sozialforschung dieser Zeit sei dürftig gewesen, im Hinblick auf Publikationen seien „selbst bescheidene Erwartungen noch unterboten“ (S. 266) worden; außerhalb der Universitäten hätten zu dieser Zeit, etwa im Rahmen des Instituts für Kirchliche Sozialforschung oder der Sozialwissenschaftlichen Studiengesellschaft „Barfußforscher“ agiert. Charakteristisch für die beiden Nachkriegsjahrzehnte sei eine „Selbstabschottung gegen Außeneinflüsse und ein insgesamt sehr langsames Arbeiten der in ihm Tätigen“ gewesen. Insbesondere hätten die Universitäts-Soziologen, so Fleck, ein „verblüffendes Desinteresse am Kontakt mit den amerikanischen Gästen“ gehabt. So zitiert er den Bericht eines amerikanischen Soziologen 1962 in Wien, der sich anscheinend vergeblich bemühte, zehn oder fünfzehn Minuten für ein Gespräch „bei Prof. Rosenmeyer“ zu erhalten (S. 266). Allerdings lässt die doppelt falsche Schreibweise dieses Namens vermuten, dass sich der amerikanische Kollege nicht sehr intensiv auf dieses Treffen vorbereitet hat. So ging die Amerikanisierung der Sozialwissenschaften, vor allem die Orientierung an empirischer Sozialforschung, „an der österreichischen Soziologie spurlos vorüber, ja wurde zugunsten der Fortführung einer geisteswissenschaftlich verfahrenen Bücherforschung aktiv marginalisiert“ (S. 267).

Neue Impulse habe es mit der Hochschulreform 1966 gegeben, die die Soziologie als Studienrichtung in Wien und Linz etablierte. Bei der Berufung der dafür notwendigen Professoren habe sich laut Fleck allerdings das etablierte Muster fortgesetzt, indem (mit Ausnahme von Fürstenberg) nur Männer aus dem katholisch-konservativen Milieu berufen worden seien; damit habe sich die „autochthone Provinzialisierung“ der österreichischen Universitäten auch in der Soziologie durchgesetzt (S. 269). Ein markanter, positiver Wandel habe mit der sozialdemokratischen Regierung ab 1970 eingesetzt, indem eine Reihe außeruniversitärer Sozialforschungs-Institute etabliert und große soziologische Projekte gefördert worden seien. Einen weiteren Entwicklungsschub der österreichischen Soziologie sieht Fleck sodann im Import kritischer Theorie im Gefolge der Studentenbewegung und in der Aktivierung der bereits 1950 gegründeten *Österreichischen Gesellschaft für Soziologie* (ÖGS); damit hing die Gründung neuer Zeitschriften und Buchreihen und eine Zunahme der Publikationstätigkeit zusammen. Allerdings könne man bis Mitte der 1980er Jahre allenfalls von einer „stotternden Etablierung der Soziologie“ sprechen, vor allem deshalb, weil an der Universität Wien extrem hohe Hürden für eine Habilitation in Soziologie bestanden hätten. Ab den 1980er Jahren habe sich der dadurch entstandene Rückstau allerdings aufgelöst (bis 2008 wurden 93 Personen in Soziologie habilitiert). Allerdings hätten auch deren Arbeiten wenig Resonanz erfahren, und universitäre Karrieren seien ihnen verwehrt geblieben.

Heute, so Fleck, sei vor allem die universitäre österreichische Soziologie im Rahmen der EU-Forschungsprogramme nur sehr schwach vertreten;⁴ FWF-Projekte, die häufiger durchgeführt würden, befassten sich „nur peripher mit Fragen der gesellschaftlichen Entwicklung“ (S. 285). Es gebe „kaum fundierte Analysen über größere Trends und grundlegende Gegebenheiten“ (S. 287), und im *Social Science Citation Index* (SSCI) falle die österreichische Soziologie gegenüber der deutschen und schweizerischen deut-

lich ab (S. 286 f.). Unter den soziologischen Forschungsstätten „fehlen ein oder gar mehrere Flaggshippe“, die „österreichische Gesellschaft für Soziologie ist zu schwach und unterfinanziert“.

2 Fakten und Interpretationen

Die Grundzüge der Fleck'schen Darstellung der Entwicklung der österreichischen Soziologie sind zweifellos nicht allesamt falsch. Von einer Geschichte der Soziologie sollte man allerdings erwarten, dass auch Detailfakten richtig dargestellt werden. Dies scheint mir, gelinde gesagt, nicht immer der Fall zu sein. Es beginnt schon auf der ersten Seite des Artikels, wo festgestellt wird, dass man in lexikalischen Übersichts Darstellungen von Haupt- und Schlüsselwerken keine von Österreichern nach 1945 verfassten Werke finde; in einem in der Fußnote genannten neueren Werk (Oesterdiekhoff 2001), das ich selbst schon früher einmal durchsah, fand ich zumindest vier davon.⁵

Ein großes Fragezeichen ist auch hinter die zentrale These von Fleck zu setzen, dass die Amerikanisierung der Sozialwissenschaften, ihre Hinwendung zu empirischer Sozialforschung, „an der österreichischen Soziologie spurlos vorüber“ gegangen, ja „zugunsten der Fortführung einer geisteswissenschaftlich verfahrenen Bücherforschung aktiv marginalisiert“ worden sei (S. 267). Hier ist vor allem auf das Wirken von Leopold Rosenmayr einzugehen, der die Entwicklung der Soziologie an der Universität Wien maßgeblich bestimmte. Von ihm wird zwar erwähnt, dass er 1954 eine Sozialwissenschaftliche Forschungsstelle gegründet und viel auf Englisch publiziert habe; die Forschungsstelle sei jedoch ein Ein-Mann-Unternehmen geblieben, und er habe sich vor allem als Verhinderer von Habilitationen bzw. durch Blockierung von Stellen für fähige Nicht-Mitarbeiter ausgezeichnet. An dieser Charakterisierung mag einiges wahr sein; man sollte jedoch scharf trennen zwischen persönlichen Haltungen und Aktivitäten einerseits und wissenschaftlichen Leistungen andererseits. Unbestreitbar ist, dass Rosenmayr moderne „amerikanische“ Sozialforschung nach Österreich brachte (er hatte ja auch mehrere Jahre in den USA studiert, was bei Fleck unter den Tisch fällt). In seinen beiden wichtigsten Forschungsbereichen, der Jugend- und Alterssoziologie, konnte er als der namhafteste Autor im deutschsprachigen Raum gelten;⁶ im letzteren Bereich wird er auch in der österreichischen und internationalen Öffentlichkeit als erstrangiger Experte angesehen.⁷ Es stimmt auch nicht, dass seine Forschung ein Ein-Mann-Unternehmen darstellte: In der ersten Phase veröffentlichte er einflussreiche Werke zu Jugend und Alter gemeinsam mit H. Kreutz und E. Köckeis, in späteren Phasen gemeinsam mit jüngeren Wissenschaftlern, von denen eine Reihe erfolgreiche Universitätskarrieren eingeschlagen haben.⁸ Es ist auch ein Faktum, dass die Leitung mehrerer größerer Forschungsprojekte in aller Regel bedeutet, dass aus dem Leiter ein Manager wird, der selbst keine Zeit mehr für eigene wissenschaftliche Publikationen hat. Zur Klärung der Rolle von Rosenmayr an der Universität Wien kontaktierte ich eine/n der seinerzeitigen Studierenden bzw. Dissertanten bei Rosenmayr (schon lange ein/e anerkannte/r Sozialforscher/in), der/die persönlich von ihm alles andere als fair behandelt wurde. Er/sie schrieb mir auf meinen Hinweis, man müsse zwischen seinem Verhalten als universitärer Betreuer von Studierenden und seiner wissenschaftlichen Leistung unterscheiden, Fol-

gendes: „Ja, da stimme ich dir schon zu: inhaltlich war Rosenmayr für die Entwicklung der österreichischen Soziologie sehr nützlich, und er hat die Innovationen, die österreichische Emigranten in den USA entwickelt haben, gewissermaßen heimgeholt. Außerdem fand ich ihn eigentlich als StudentIn immer sehr anregend, trotz (oder wegen) seiner Sprunghaftigkeit. Er war in meinen Augen um eine ganze Klasse besser und interessanter als die Professoren, die er dann schrittweise an sein Institut holte“.

Eine weitere Bemerkung betrifft die angebliche Provinzialität der heutigen österreichischen Soziologie im internationalen Vergleich. Auch hier bringt Fleck ein Faktum, das man ganz anders interpretieren kann, als er selbst das tut. Er verweist auf eine Statistik, wonach von 1990 bis 2006 im SSCI insgesamt 206 Artikel von österreichischen SoziologInnen stammten, von schweizerischen Soziologen dagegen 272 und von deutschen 2.754. Daran schließt er die These an, die österreichische Soziologie weise „relativ zum Forschungspersonal“ eine geringere Produktivität auf (S. 286). Für eine solche Konklusion müsste man allerdings die SSCI-Publikationen in Beziehung zu diesem Personal setzen. Weiters stellt er fest, 76% der von österreichischen SoziologInnen im SSCI zitierten Artikel seien in der internationalen Wissenschaftssprache Englisch verfasst worden, dagegen nur 33% der von deutschen und 31% der von schweizerischen SoziologInnen stammenden Beiträge. Fleck meint, dies werde erklärt durch die Tatsache, dass die vier deutschsprachigen soziologischen Zeitschriften im SSCI in Deutschland erschienen. Dieser markante Unterschied indiziert vielmehr eine weit stärkere internationale Ausrichtung der österreichischen als der deutschen oder schweizerischen Soziologie.⁹ Dafür gibt es plausible Gründe. In einer so riesigen *scientific community* wie der deutschen Soziologie – Analoges gilt für die französische und italienische – gibt es viele Gründe, nur auf Deutsch zu veröffentlichen, wenn man etwa an die Vielzahl an Publikationsmöglichkeiten, Stellen, Konferenzen usw. denkt, und weniger Anreize, sich die Mühe zu machen, die Arbeit in englischer Sprache zu schreiben, als in einer kleinen *scientific community* wie der österreichischen. In einem meiner Forschungsbereiche (Klassenstrukturen und soziale Ungleichheit) würde ich sogar behaupten, dass die deutsche Soziologie durch eine erhebliche Provinzialität gekennzeichnet war und ist; die dort vorrangig diskutierten Themen (Individualisierung, Ablösung sozialer Klassen durch Lebenslagen und -stile usw.) spielen in der französischen und angelsächsischen Soziologie nur eine untergeordnete Rolle. Diese Themen wurden in Deutschland auch nicht primär durch bahnbrechende neue Studien initiiert, sondern stellen eher konservative Zeitdiagnosen dar, deren zentrale Thesen seit der unmittelbaren Nachkriegszeit in abgewandelter Form immer wieder auf das Tapet gebracht wurden (Haller 2006).

Ein konkretes Beispiel, das ich selbst am besten kenne, ist das *International Social Survey Programme* (ISSP). Dies ist eines der weltweit größten internationalen soziologischen Forschungsprogramme, an dem Österreich seit seiner Gründung 1984/85 durch meine Arbeitsgruppe an der Universität Graz beteiligt ist, und zwar nicht nur als „Zaungast“. Zu den über 4000 Publikationen, die daraus hervorgegangen sind, haben österreichische AutorInnen rund 90 beigesteuert, und ein sehr großer Teil davon wurde auf Englisch publiziert. Vergleichbare Nationen, die ähnlich lang an ISSP beteiligt sind, wie Kanada oder die Niederlande, brachten es auf rund 35 bzw. 70 Veröffentlichungen; deutsche AutorInnen steuerten etwas über 200 bei, gerade einmal etwas mehr als das Doppelte der österreichischen.¹⁰ Mehrere Fragebogen-Themen wurden von uns angeregt,

und wir leiteten die *drafting-groups* zur Entwicklung der Module. Dieses 45 Länder umfassende Projekt, dessen Daten nicht nur durch meine Arbeitsgruppe an der Universität Graz ausgewertet werden, ist Fleck keiner Erwähnung wert. An diesem Projekt sieht man im Übrigen auch exemplarisch einen der Gründe für das bessere Abschneiden der Schweizer Soziologie im Vergleich zur österreichischen (wenn es überhaupt so ist). Während wir in Österreich Jahr für Jahr durch Neuanträge Geld für die Durchführung der ISSP-Erhebungen einwerben müssen (mehrmals auch ohne Erfolg), wurde in der Schweiz vor kurzem eine mit 4,5 Millionen Euro pro Jahr dotierte Einrichtung (*FORS* – Schweizer Kompetenzzentrum Sozialwissenschaften, Universität Lausanne) geschaffen, die diese und andere internationale Projekte auf Dauer absichert. Es ist allgemein bekannt, dass die Schweiz generell sehr viel mehr Geld für Forschung ausgibt als Österreich, allerdings auch unter stark kompetitiven Rahmenbedingungen.¹¹

Schließlich ist auch eine Anmerkung angebracht zur These, die österreichische empirische Soziologie habe zwar „allerhand konkrete Projekte über das eine oder andere Spezialthema“ durchgeführt, aber „kaum fundierte Analysen über größere Trends und grundlegende Gegebenheiten“ (S. 287). Dies trifft sicherlich zu auf Themen von FWF-Projekten, die Fleck anführt, wie Geistheiler in Österreich oder Modellierung des Ausweichverhaltens städtischer Parkbesucher. Ob es auch auf Studien zutrifft wie Sozialer Wandel in Österreich, Wertwandel und soziale Umschichtung, nationale Identität und Staatsbürgerschaft, Religion im Leben der Österreicher, Familie und Familienpolitik in Österreich mögen die LeserInnen selbst beurteilen. Darüber hinaus könnte man auch andere, große Studien anführen, wie Lebensverhältnisse in Österreich, Klassenbildung und soziale Schichtung in Österreich. Eher amüsant fand ich einen Beleg, den Fleck für diesen „beklagenswerten Mangel an fundierten soziologischen Analysen über die Gesellschaft, in der wir leben“ (S. 285) in einer Fußnote bringt, nämlich die von mir erstellte Broschüre „Buchpublikationen österreichischerer Soziologinnen und Soziologen 1950–2002“ (Haller 2004). Im Vorwort dazu habe ich seinerzeit selbst geschrieben: „Das Verzeichnis enthält nicht weniger als 1.183 Buch-Veröffentlichungen – wohl eine recht eindrucksvolle Leistungsbilanz aus einem halben Jahrhundert österreichischer Soziologie“!

Die hier z. T. nur beispielhaft aufgezählten Fakten belegen nach meiner Auffassung, dass die österreichische Soziologie – und die österreichischen Universitäten insgesamt – heute weit besser sind, als Fleck sie darstellt.¹² Es wäre auch zu fragen, ob die Soziologie vor 1934/38 tatsächlich so großartig war. Das Piedestal, auf welches „Die Arbeitslosen von Marienthal“ gestellt werden, mag zu einem solchen Bild beitragen. Die Leuchtkraft einzelner Forscher war früher (vor allem vor 1934, aber auch noch um 1950/60) viel höher als heute, weil es nur wenige gab, während es heute in jedem Teilbereich der Soziologie zahlreiche AutorInnen gibt. Der größte Teil der Autoren, deren Materialien im *Grazer Archiv zur Geschichte der österreichischen Soziologie* gesammelt werden, ist heute jedoch unbekannt und kann auch in einem weiteren Sinne nicht als „Soziologe“ bzw. „Soziologin“ bezeichnet werden. Dies gilt nur für etwa ein halbes Dutzend jener drei Dutzend AutorInnen, deren Nachlässe im Archiv gesammelt wurden.¹³ Man sollte sich auch fragen, wie die wissenschaftliche Entwicklung der emigrierten, nachmals zu Berühmtheit gelangten Ex-Österreicher verlaufen wäre, wenn sie in Österreich geblieben wären.

3 Ursachen und Erklärungen

Über die Interpretation von Fakten kann man lange streiten. Wichtig für ein soziologisches Verständnis und letztendlich auch für eine adäquate Bewertung des Zustandes der österreichischen Soziologie wären jedoch eine entsprechende Theorie oder zumindest plausible und prüfbare Hypothesen. Im Artikel von Fleck findet man zwei oder drei davon, wie ich einleitend andeutete. Es gibt meiner Meinung nach aber noch weitere bzw. alternative Hypothesen.

Die erste und zentrale These von Fleck lautete, dass die österreichische Soziologie praktisch bis heute an der Vertreibung ihrer jüdischen und kritischen Geister durch Ständefaschismus und Nationalsozialismus leide. Dass diese Vertreibung einen gewaltigen Verlust darstellte, steht außer Zweifel, über ihre relative Bedeutung lässt sich jedoch diskutieren. So kann man wohl nicht sagen, dass die Abwanderung dieser WissenschaftlerInnen nur auf Verfolgung durch die faschistischen Regimes zurückzuführen war. So wie spätere Nobelpreisträger in anderen Disziplinen, etwa Karl Landsteiner und Friedrich Hayek (vgl. dazu Haller u. a. 2002), wanderten auch viele Sozialwissenschaftler einfach deshalb aus, weil sich im krisengeschüttelten Nachkriegs- bzw. Restösterreich die wissenschaftlichen Arbeitsbedingungen zusehends verschlechterten und sich vor allem in den USA weit bessere eröffneten. So ging auch Paul Lazarsfeld als Rockefeller-Stipendiat in die USA und blieb wohl primär aus diesem Grunde für immer dort. Anzumerken ist hier auch, dass einer der drei soziologischen Klassiker, die Österreich laut Fleck vor 1934 hervorbrachte, nämlich Alfred Schütz, kein empirisch arbeitender Forscher war, der später der nachwachsenden Generation hätte Impulse dieser Art geben können, sondern dem Typus des von ihm wenig geschätzten geisteswissenschaftlichen „Buchwissenschaftlers“ entsprach.

Die zweite Hypothese betrifft den Faktor Persönlichkeit. Hier geht es auch um die These, dass die österreichische Hochschulpolitik wie auch die universitären SoziologieprofessorInnen selbst die Amerikanisierung und damit Modernisierung der Soziologie nicht nur nicht förderten, sondern „zugunsten der Fortführung einer geisteswissenschaftlich verfahrenen Bücherforschung aktiv marginalisiert“ hätten. Diese Feststellung scheint mir aufgrund der Fakten sehr einseitig zu sein. Die fragwürdige Darstellung der Rolle von Rosenmayr habe ich bereits kritisiert. Aber eine solche These erscheint mir auch abwegig in Bezug auf die anderen Soziologieprofessoren der ersten Stunde wie Bodzenta, Fürstenberg, Morel oder Wössner. Wenn sie auch alle von anderen Disziplinen her zur Soziologie kamen (das Gleiche war zu dieser Zeit in ganz Europa der Fall) und selbst (mit Ausnahme von Fürstenberg) keine großen empirischen Arbeiten vorlegten, wäre es doch ein unerklärliches Wunder, dass aus den von ihnen geleiteten Instituten bzw. Lehrstühlen später doch so viele habilitierte SoziologInnen hervorgingen. Diese hätten sich ja alle im Selbststudium ausbilden müssen.

Der Faktor Persönlichkeit spielt aber auch noch in einer anderen Weise eine Rolle, den Fleck nur andeutet, wenn er meint, dass „die Eigenart des österreichischen Dienstrechts“ die Mobilität der Nachwuchsforscher unterbunden habe. Dies scheint mir in der Tat ein wichtiger Aspekt, der allerdings nicht nur mit dem Dienstrecht, sondern auch mit den WissenschaftlerInnen und ihren Prioritäten selbst zusammenhängt. Tatsächlich hat dieses Dienstrecht die perverse Situation geschaffen, dass Dozenten, die an einer Uni-

versität als außerordentliche Professoren pragmatisiert worden sind, durch einen Wechsel auf eine ordentliche Professur sich finanziell kaum verbessert, möglicherweise sogar verschlechtert hätten. Aus dieser Sicht ist es verständlich, dass die Bereitschaft zu einer Mobilität auch nur innerhalb Österreichs gering war und ergangene Rufe ausgeschlagen wurden – auch deshalb, weil ein Umzug tatsächlich oft große und schwierige Umstellungen erfordert hätte. Ein solches Verhalten ist trotzdem nicht ganz verständlich, wenn man Wissenschaft als einen Beruf betrachtet, in welchem das Sammeln von Erfahrungen in anderen Umfeldern und mit neuen Aufgaben eine zentrale Herausforderung und oft einen entscheidenden Ansporn zu herausragenden Leistungen darstellt. Ich sehe es aus dieser Sicht auch nicht als großes Problem, dass eine Reihe österreichischer Soziologen in den 1980er Jahren auf Dauer nach Deutschland gingen (sie haben dort sehr beachtliche Leistungen erbracht), so wie heute wieder deutsche KollegInnen nach Österreich kommen. Dass dies nun so massiv erfolgt, ist auch darauf zurückzuführen, dass früher fast keine Stellen frei wurden.

Diese Problematik hängt mit einem dritten wichtigen Faktor zusammen, den Fleck anspricht, den man aber auch durchaus anders bewerten kann, als er es tut, nämlich die österreichische Wissenschafts- und Hochschulpolitik. Fleck behauptet, diese habe sich erst in der Ära Kreisky für die Soziologie geöffnet. In dieser Form scheint mir diese These schlicht falsch zu sein. Zwar ist es richtig, dass Kreisky und Firnberg sehr viel für sozialwissenschaftliche Forschung übrig hatten und sie vor allem in außeruniversitären Instituten entscheidend förderten. Als seinerzeitiger Vorsitzender der ÖGS habe ich den damaligen Altbundeskanzler Kreisky zu einem sehr gut besuchten Vortrag im Rahmen des Österreichischen Soziologentages 1987 an die Universität Graz eingeladen und bin bis heute fasziniert von der Breite seines Horizonts, die sich mir auch in einem einstündigen Gespräch vor dieser Veranstaltung in seiner Villa in der Armbrustergasse in Wien eröffnete. Genauso wie in der Bildungspolitik im Allgemeinen¹⁴ darf man die Innovativität der sozialdemokratischen Ära ab 1970 aber auch nicht überschätzen. Das wichtigste Rahmengesetz für die Etablierung der Soziologie in Österreich war das auch von Fleck erwähnte *Allgemeine Hochschul-Studiengesetz* (AHStG) von 1966. Dieses Gesetz etablierte nicht nur die Soziologie als Hauptfachstudium in Wien und Linz, sondern schuf auch die Sozial- und Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultäten, in deren Rahmen die Soziologie neben Ökonomie und Betriebswirtschaftslehre eines der Hauptfächer darstellte. Daran hat sich im Wesentlichen bis heute nichts geändert. Die Folge ist, dass die Stellung der Soziologie – etwa in krassem Gegensatz zu Deutschland, wo soziologische Institute reihenweise geschlossen wurden – an den österreichischen Universitäten sehr stark ist, ja sogar kontinuierlich ausgebaut wurde, sowohl durch neue soziologische Studienrichtungen (an drei weiteren Universitäten) wie auch durch ihre Verankerung in den Studienplänen der Wirtschaftswissenschaften. Am AHStG 1966 hat aber zweifellos auch die ÖVP entscheidend mitgewirkt, ebenso wie an den Hochschulgesetzen der Folgejahrzehnte, durch welche die Soziologie weiter gestärkt wurde. Der institutionelle Erfolg der Soziologie an den verschiedenen Universitäten hängt im Übrigen auch wesentlich von den Initiativen der dort Lehrenden ab.¹⁵

Wissenschaft ist nach Max Weber nichts wert, wenn sie nicht mit Leidenschaft ausgeübt wird. Diese Haltung kann man Christian Fleck durchaus attestieren. Von Weber stammt aber auch die These, dass man in der wissenschaftlichen Arbeit eine scharfe

Grenze ziehen müsse zwischen persönlich vorgefassten Meinungen und Urteilen, woher sie immer kommen mögen, und der wissenschaftlichen Analyse und Interpretation von Fakten. Ich hoffe, dass dieser Beitrag hilft, zu einer ausgewogeneren Interpretation der österreichischen Soziologie zu kommen.

Anmerkungen

- 1 Für wertvolle Hinweise und Korrekturvorschläge danke ich Hermann Strasser.
- 2 Christian Fleck, „Die Entwicklung der Soziologie in Österreich“. In: Peter Biegelbauer, Hrsg. (2010), *Steuerung von Wissenschaft? Die Governance des österreichischen Innovationssystems*, Innsbruck et al.: Studien Verlag, S. 259–296.
- 3 Interessant war, als ich mit Franz Traxler für die Zeitschrift *International Sociology* eine Replik auf Flecks Artikel verfasste und ihr sandte. Zuerst hieß es, das würde keinen Menschen interessieren. Ich antwortete, dass dann auch der Artikel von Fleck niemanden interessiert haben könne; wenn es aber doch der Fall gewesen sei, dass ihn einige gelesen hätten, würden diese sicherlich auch die Replik darauf lesen; außerdem meinte ich, es sei einer soziologischen Zeitschrift vollkommen unwürdig, keine Diskussion zuzulassen. Daraufhin ließ man sich herab, uns die Replik überarbeiten zu lassen. Aus Zeitgründen sandten wir diese dann nicht mehr ein; die Arbeit ist aber in Internet verfügbar (Haller/Traxler 2006).
- 4 Hier erwähnt er zumindest ansatzweise die Probleme der EU-Forschung, welche – infolge inhaltlich festgelegter Ausschreibungen mit einem begrenzten Zeitfenster für Antragstellung – für außeruniversitäre Institute eher leistbar ist als für Universitätsforscher, die neben ihren sonstigen Verpflichtungen nicht laufend aufwändige Anträge erstellen können. Es ist auch bekannt, dass bei der Projektvergabe größere, außeruniversitäre, bereits öfters unterstützte Forschungsinstitute eindeutig bevorzugt werden (Haller 2000). So habe ich schon dreimal mit ausländischen KollegInnen an EU-Anträgen mitgewirkt, die allesamt abgelehnt wurden, obwohl sie inhaltlich und formal alle Bedingungen erfüllten.
- 5 Besprochen werden darin folgende Werke: Acham, *Die Philosophie der Sozialwissenschaften*; Fürstenberg, *Das Aufstiegsproblem in der modernen Gesellschaft*; Haller, *Soziologische Theorie im systematisch-kritischen Vergleich*; Münz et al., *Zuwanderung nach Deutschland*. Darüber hinaus kommen darin weitere österreichische oder aus Österreich gebürtige Sozialwissenschaftler und deren Werke vor (z. B. K. Lorenz, M. Mitterauer, H. Schoeck). Es ist aber unverkennbar, dass dieser Band einen deutlichen Bias zugunsten deutscher Soziologen aufweist.
- 6 Indiziert z. B. dadurch, dass ihn René König als Autor für die entsprechenden Artikel im damaligen soziologischen Standardwerk „Handbuch der empirischen Sozialforschung“ auswählte.
- 7 Vgl. dazu etwa den im „Der Standard“ vom 1. Februar 2010 abgedruckten Artikel zum 50. Geburtstag („Altersforscher Leopold Rosenmayr wird 85“). Für die Hochschätzung von Rosenmayr in Deutschland spricht die Tatsache, dass er neben anderen Auszeichnungen 1994 den renommierten, „für besondere Verdienste um die Praxisorientierung der Gesellschaftswissenschaften“ gewidmeten Schader-Preis erhielt. Vgl. dazu auch die Darstellung dieser frühen Soziologie in Österreich in Rosenmayr 1969.
- 8 Ich selbst arbeitete mit Rosenmayr ab 1969 an einer großen Studie über berufstätige Frauen mit, aus der ich und meine StudienkollegInnen auch Dissertationen erstellten; von dieser Handvoll junger Leute wurden mehrere ProfessorInnen (Wolfgang Holzinger in Klagenfurt, Johann Handl in Erlangen, Maximiliane Szinovacz in den USA). Auch Karin Knorr-Cetina, eine der international renommiertesten deutschsprachigen SoziologInnen, studierte mit uns damals Soziologie in Wien. In späteren Phasen arbeiteten Kollegen wie A. Amann, J. Hörl,

- Majce, F. Kolland u. a. an alterssoziologischen Arbeiten mit; für Fleck fallen sie alle anscheinend in die Kategorie „subalterne Zuarbeiter“ (S. 263).
- 9 Im Fall der Schweizer Soziologie wären evtl. die französischsprachigen Artikel hinzuzuzählen (15%), womit sich der Anteil der nicht deutschsprachigen erhöht.
 - 10 Die ISSP-Publikationsliste findet sich auf der Homepage des ISSP-Projekts: <http://www.issp.org>.
 - 11 Auf eine entsprechende Kritik an einer früheren Arbeit (Haller/Traxler 2006) erwähnt Fleck hier zumindest das nicht unwichtige Faktum, dass die Gründung der *European Sociological Association* von österreichischen SoziologInnen initiiert und mitgetragen wurde (S. 282). Die Idee dazu wurde erstmals ventiliert beim ÖGS-Kongress in Graz 1989; der erste europäische Kongress für Soziologie fand 1992 in Wien statt, beide unter der Leitung von mir und meinem Nachfolger als ÖGS-Präsident, Rudolf Richter.
 - 12 Unsere neuen Kollegen in Graz meinen jedenfalls, dass auch die Karl-Franzens-Universität in vielem deutlich besser abschneidet als vergleichbare deutsche Universitäten.
 - 13 Trotzdem möchte ich die Sinnhaftigkeit dieses von mir als seinerzeitigem ÖGS-Vorsitzenden gegründeten Archivs in keiner Weise in Frage stellen. Die Praxis, auch Nachlässe heute wenig bekannter WissenschaftlerInnen zu sammeln, findet ihre wissenschaftssoziologische Begründung darin, dass man ansonsten ein zugunsten der heute anerkannten SoziologInnen verzerrtes Bild erhalten würde.
 - 14 So wurde etwa die Parole der Öffnung des Bildungssystems allgemein bereits von ÖVP-Bundeskanzler J. Klaus 1966 verkündet (vgl. Haller 1986).
 - 15 Dies zeigte sich am Beispiel der Universität Innsbruck besonders deutlich, wo es die KollegInnen inzwischen schafften, eine Studienrichtung Soziologie einzuführen. Bemerkenswert dabei ist auch, dass der „Begründer“ der Innsbrucker Nachkriegssoziologie der Jesuit Julius Morel war; nach der Fleck'schen Theorie hätte dieses Faktum eher für Stagnation sorgen müssen.

Literatur

- Fleck, Christian. 1996. Autochthone Provinzialisierung. Universität und Wissenschaftspolitik nach dem Ende der nationalsozialistischen Herrschaft in Österreich. *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 7: 67–92.
- Fleck, Christian. 2002. ›No brains, no initiative, no collaboration‹ – The Austrian Case. *International Sociology* 17: 199–211.
- Haller, Max. 1986. Die Legitimation der sozialen Ungleichheit im Wohlfahrtsstaat. *Journal für Sozialforschung* 26(3): 443–468.
- Haller, Max. 2000. The Model of Science and Research Policy of the European Union in Perspective. In: *The Making of the European Union. Contributions of the Social Sciences*, hrsg. Max Haller, 363–392. Berlin, Heidelberg, New York: Springer.
- Haller, Max. 2002. Unter Mitarbeit von Birgit Wohinz und Margot Wohinz. *Karrieren und Kontexte. Österreichs Nobelpreisträger und Wissenschaftler im historischen und internationalen Vergleich*. Wien: Passagen Verlag.
- Haller, Max. 2004. *Buchpublikationen österreichischer Soziologinnen und Soziologen 1950–2002*. 132 Seiten. Graz: Eigenverlag in Zusammenarbeit mit der ÖGS.
- Haller, Max. 2006. Theorien sozialer Ungleichheit im nationalen und europäischen Kontext. Eine wissenssoziologische Analyse. In: *Die Europäisierung sozialer Ungleichheit. Zur transnationalen Klassen- und Sozialstrukturanalyse*, hrsg. Martin Heidenreich, 187–229. Frankfurt, New York: Campus.

- Haller, Max und Franz Traxler. 2006. The Austrian Sociological Association and Austrian Sociology – Another view, verfügbar unter http://www-classic.uni-graz.at/sozwww/Dateien/Personen/haller_publik%20online.htm
- Oesterdiekhoff, Georg W. Hrsg. 2001. *Lexikon der soziologischen Werke*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Rosenmayr, Leopold. 1969. Die Institutionalisierung der soziologischen Forschung in Österreich. In: *Soziologie – Forschung in Österreich*, hrsg. Leopold Rosenmayr und Sigurd Höllinger, 47–73. Wien, Köln, Graz: Böhlau.

Anmerkungen zu Max Hallers „Die Leistungen der österreichischen Soziologie. Fakten und Fiktionen“

Christian Fleck

Max Haller war so freundlich, einen Text von mir (Fleck 2010a) nicht nur zu lesen, sondern seine Vorbehalte, Einwände und abweichenden Sichtweisen zu Papier zu bringen und der ÖZS zur Veröffentlichung anzubieten (Haller 2010). Von den vielen Punkten, die Haller an diesem und anderen Beiträgen von mir zur Geschichte der Soziologie in Österreich zu kritisieren für nötig befand, will ich hier bloß auf jene replizieren, von denen ich den Eindruck habe, dass sie von allgemeinerem Interesse sind.¹

1 Urteile über vergangene Perioden und deren (begrenzte) Verallgemeinerbarkeit

Haller beginnt seine Kritik mit einem Zitat, von dem die Leser den Eindruck gewinnen müssen, es handle sich um ein Urteil meinerseits über den gesamten betrachteten Zeitraum. Von „glorioser Vergangenheit und nahezu bedeutungsloser Gegenwart“ (Fleck 2010a, 261; Haller 2010, 1) sprach ich allerdings ausdrücklich zur Charakterisierung der Lage der 1950er Jahre. In ähnlicher Weise missdeutet Haller andere, sich auf einen angegebenen Zeitraum beziehende Urteile als Aussagen über den gesamten behandelten Zeitraum.

Im Verlauf meiner mehr oder weniger der Chronologie folgenden Schilderung der „Entwicklung der Soziologie in Österreich“ vom Ende der Nazi-Diktatur bis zum Beginn des 21. Jahrhunderts habe ich bestimmte Zeitabschnitte resümierend und durchaus nicht allzu leidenschaftlich (Haller 2010, 9 sieht das anders und attestiert mir ebensolches) beurteilt. In chronologischer Folge:

Über die 50er Jahre: „Die (. . .) Veröffentlichungen der 1950er Jahre unterstreichen insgesamt den Eindruck, der thematische Relevanzrahmen sei vom Problemhorizont der katholischen Kirche abgesteckt worden. Die in anderen europäischen Ländern – und in Disziplinen wie der Psychologie auch in Österreich – erfolgende Amerikanisierung der Sozialwissenschaften, worunter man richtigerweise die Hinwendung zur Praxis der in Projektform erfolgenden empiri-

schen Sozialforschung gepaart mit einer starken Präferenz für eine am naturwissenschaftlichen Vorbild entwickelte Methodologie verstehen sollte, ging an der österreichischen Soziologie spurlos vorüber, ja wurde zugunsten der Fortführung einer geisteswissenschaftlich verfahrenenden Bücherforschung aktiv marginalisiert.“ (Fleck 2010a, 267)

Über die 60er Jahre: „Wegen der unterkritischen Masse an Personal hatten persönliche Idiosynkrasien sehr starke Wirkungen. (. . .) Neben den wenigen geglückten universitären Innovationen (. . .) lassen sich viele Beispiele nennen, wo das Verhalten eines Einzelnen eine ganze Disziplin zu deren Nachteil beeinflusste.“ „Die Einbettung in das katholische Milieu fungierte als Protektionsmotor (. . .) Dankbarkeit gegenüber einem Förderer (oder mehreren) verwandelte sich in Hilfestellung für später in die Gunst des gemeinsamen Mentors Getretene und konnte so manchmal einen Kandidaten reüssieren lassen, der eine weltanschauliche Prüfung nicht bestanden hätte. Die Berufungen der 60er und 70er Jahre lassen jedenfalls den Verdacht aufkommen, es habe damals das Gesetz vom tendenziellen Fall der Reputationsrate noch weit aus kräftiger regiert als in späteren Jahrzehnten, als der kompetitive Vorteil kleiner Gruppen-Größen zunehmend verschwand.“ (Fleck 2010a, 263 f. und 269)

Über die 70er Jahre: „Der Beginn der Alleinregierung der SPÖ fiel zusammen mit den ersten Absolventenkohorten (. . .) des IHS, (. . .) die nun auf den Arbeitsmarkt drängten, oder im IHS (. . .) beschäftigt blieben. Von den sozialwissenschaftlichen Abteilungen des IHS wurden in den 70er Jahren einige wohl dotierte Forschungsprojekte durchgeführt, die (. . .) durch das neue Wissenschaftsministerium finanziert wurden. (. . .) Dabei wurde relativ schnell deutlich, dass die Kompetenz zur erfolgreichen Durchführung von großen empirischen Projekten nicht immer in ausreichendem Maße vorhanden war, was angesichts der doch recht kurzen Ausbildung und der weitgehend fehlenden beruflichen Sozialisation in Projektforschung nicht wirklich überraschend ist.“ (Fleck 2010a, 271 f.)

Über die 80er Jahre: „Die deutliche Steigerung der Publikationstätigkeit seit den 80er Jahren ist wohl auch das Ergebnis des Umstandes, dass (. . .) sich eine Forschungskultur etablierte, die die Klage, die die damalige Wissenschaftsministerin Hertha Firnberg anlässlich einer Rede vor Soziologen 1977 mit einigem Recht formuliert hatte, gegenstandslos werden ließ. Firnberg nannte damals eine lange Liste von ihrem Ministerium in Auftrag gegebener Studien, deren Abgabetermin um zwei oder sogar mehr Jahre überschritten worden war. Die Unzulänglichkeiten der Soziologen, aber auch das Abklingen der Planungseuphorie auf Seiten des Auftrag gebenden Ministeriums führten ab den beginnenden 80er Jahren zu einer deutlichen Reduktion dieser Art von Großforschungen: Statt einer kleinen Zahl für soziologische Verhältnisse großer Projekte gingen die Förderstellen in den 80er dazu über, eine, wenn auch nicht sehr voll gefüllte Gießkanne zu nutzen.“ (Fleck 2010a, 277)

Über die 90er Jahre: „Die (. . .) Habilitationshürde und die Schließung der universitären Soziologie durch die Insider sind wohl die Gründe, derentwegen es in den 90er Jahre zu einer neuen Gründerzeit von außeruniversitären Instituten kam, die wiederum zumeist auf vereinsrechtlicher Grundlage erfolgte. Das 1992 ins Leben gerufene Forum Sozialforschung (. . .) vereinigte zwischen 20 und 25 institutionelle Mitglieder, darunter einige, die längere Zeit hindurch – oder immer noch – existieren.“ (Fleck 2010a, 281 f.)

Über die jüngste Zeit: „Quantitativ: In mehr als 15 Jahren wurden beim FWF gerade einmal 38 Grundlagenforschungsprojekte genehmigt, 16 Beteiligungen an EU-Projekten und rund 200

im SSCI seit 1990 erfasste Zeitschriftenaufsätze. Qualitativ: Versteht man Soziologie vollmundig als Selbstaufklärung über gesellschaftliche Tendenzen und Strukturen dann bieten die Forschungsleistungen österreichischer Soziologen zwar allerhand konkrete Projekte über das eine oder andere Spezialthema, aber kaum fundierte Analyse über größere Trends und grundlegende Gegebenheiten.“ „Realistischerweise wird man zum Schluss kommen müssen, dass die Soziologie in Österreich so gut (oder schlecht) wie die sie nach wie vor stark prägenden heimischen Universitäten ist, deren Position in diversen internationalen Rankings ja über (unter-)durchschnittliche Platzierungen nicht hinauskommen. Die außeruniversitären, privat finanzierten bzw. von Aufträgen abhängigen Klein- und Mittelinstitute sind in der Lage in der europäischen Auftragsforschungslandschaft mitzuhalten, allerdings darf (. . .) bezweifelt werden, dass die gegenwärtige EU Forschungspolitik hilfreich ist, um innovative Forschung zu fördern. Der jüngst geschaffene European Research Council ist noch zu kurz tätig, um ein definitives Urteil abgeben zu können – aus dem Umstand, dass bei den ersten beiden Ausschreibungen kein(e) österreichische(r) Soziolog(in)e unter den Siegern war, müsste man allerdings folgern, dass die heimische Soziologie auf dem Feld der exklusiven und exzellenten Forschung nicht reüssieren kann.“ (Fleck 2010a, 287 und 289)

An diesem Bild, das hier gleichsam als Zusammenfassung der Hauptlinien meines Aufsatzes zitiert wurde, meint Haller „einer ausgewogeneren Interpretation“ wegen Kritik üben zu müssen.

2 Der Einzelne und seine Rollen

Ich kam in meinem Beitrag nicht umhin, auf Personen einzugehen, die in den letzten Jahrzehnten eine entscheidende Rolle einnahmen, und musste daher auch auf das Wirken von Leopold Rosenmayr eingehen. Im Unterschied zu einem früheren Beitrag, in welchem ich mich auf der Grundlage der Akten der International Sociological Association, der Rockefeller und der Ford Foundation ausführlich mit dessen früherer Karriere auseinandergesetzt habe (Fleck 2000), beließ ich es diesmal bei einigen pauschalen Charakterisierungen. Der ausdrückliche Hinweis, dass sich an anderem Ort Näheres finden lasse, wurde von Haller überlesen.

Um deutlich werden zu lassen, dass mich weder die Person noch die Persona Rosenmayr, sondern die Auswirkungen seines Tuns interessieren, bot ich zwei Erklärungen an, die auf soziale Mechanismen Bezug nahmen. Doch Haller ging nicht auf das von mir formulierte „Gesetz vom tendenziellen Fall der Reputationsrate“ (s. o.) ein², das ich folgendermaßen erläuterte:

„Dieses Gesetz lässt sich folgendermaßen formulieren: Ein Neuberufener soll das für jeweils relevant gehaltene Ansehen der schon in Amt und Würden Befindlichen keineswegs übertreffen, also nicht als Konkurrent jene Märkte betreten, die von den Platzhirschen monopolisiert werden, gleichgültig um welches Reputationsspiel es sich dabei auch handeln mag. Um dieses Gesetz prüfen zu können, müsste allerdings die Liste der jeweiligen Bewerber herangezogen werden. Für die Jahre, in denen Stellen noch nicht ausgeschrieben wurden, wäre dabei nicht nur die Hürde der Archivsperrung zu überwinden, sondern man müsste Zugriff auf Listen potentieller Kandidaten haben, die, da sie oftmals nur mündlich kommuniziert wurden, eine noch deutlich

schlechtere Überlieferungswahrscheinlichkeit auszeichnet als die notorisch unvollständigen Archive der Unterrichtsverwaltung und der Universitäten.“ (Fleck 2010a, 269)

Ebensowenig versuchte sich Haller mit einer Kritik an meiner Hypothese von der „unterkritischen Masse“ (s. o.), die von mir folgendermaßen erläutert wurde:

„Wegen der unterkritischen Masse an Personal hatten persönliche Idiosynkrasien sehr starke Wirkungen. Über die Mindestgröße der viel beschworenen kritischen Masse herrscht im Fall der Sozialwissenschaften kein Konsens; dass sie jedenfalls größer als 1 sein sollte, kann man an den österreichischen Verhältnissen geradezu paradigmatisch ablesen.“ (Fleck 2010a, 269)

Stattdessen belehrt Haller die Leserinnen und Leser, „man [damit bin wohl ich gemeint] sollte jedoch scharf zwischen persönlichen Haltungen und Aktivitäten einerseits und wissenschaftlichen Leistungen andererseits (trennen)“ (Haller 2010, 4). Das ist schön gesagt, aber von geringem Gebrauchswert. Erstens ist die Unterscheidung nicht trennscharf, sondern erweckt nur den Schein einer Kontraposition. Will man wissenschaftliche Leistungen nicht nur darin sehen, was jemand geschrieben bzw. veröffentlicht hat, sondern auch die Wirkungen analysieren, die jemand als akademischer Lehrer, Förderer des Nachwuchses, Akquisiteur von Drittmitteln, Mitglied von Habilitations-, Berufungskommissionen und der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Ratgeber der Mächtigen, öffentliche Figur etc. entfaltet hat, löst sich der hübsche Gegensatz von Person und Leistung nahezu in nichts auf.

Rosenmayr hat sich selbst intensiv bemüht (z. B. Rosenmayr 1988, 1996, 2001, 2005a, 2005b, 2008), seine Persona zu entwerfen, und ich bin der letzte, der ihm vorwerfen würde, dass er sich dabei einer Beschönigung der eigenen Biografie schuldig gemacht habe.³ Die Persona Rosenmayr, die uns in den von ihm verfassten Texten entgegentritt, schweigt allerdings über die anderen, vorhin erwähnten Rollen, und Haller folgt ihm hier wie schon bei einer Würdigung Rosenmayrs anlässlich dessen 65. Geburtstags so getreu, wie das ein Lehrer von seinem Schüler erwartet darf (Haller 1990).

Hallers ausführliche Verteidigung seines Lehrers unterlässt es allerdings, den entscheidenden Punkt auch nur zu streifen, den ich mit dem schon erwähnten Gesetz des tendenziellen Falls der Reputationsrate versuchte habe, in einer empirisch durchaus prüfbar Weise zu formulieren. Was ich in dem Aufsatz nur mit Bezug auf Berufungen formuliert habe, lässt sich unschwer auf andere Bereiche ausdehnen: Wenn in einem Feld, wie dem der Wissenschaften, in dem Statuszuweisung durch die „Währung“ Anerkennung erfolgt, Einzelnen so viel Macht eingeräumt wird, dass sie über die Karrierechancen der nächsten Generation, die Allokation von Infrastruktur und Drittmitteln und die Besetzung von Stellen allein entscheiden können, stellt sich mit größter Wahrscheinlichkeit eine Situation ein, bei der die kollektive Reputation sinkt, weil die über Macht Verfügenden jeden Anreiz haben, das Entstehen oder Auftreten von Konkurrenten zu behindern. Der sprichwörtliche Einäugige bleibt solange der König seines Stammes, solange er in der Lage ist, die ihn umgebenden Blinden durch seine Weitsicht zu betören. Ich habe die Folgen einer derartigen Konstellation andernorts am Beispiel der „teutonischen“ (Galtung) Wissenschaftskultur analysiert und sie dort mit dem Modell der marktformigen, auf kollektive Anerkennung (beispielsweise eines Departments) orientierten amerikanischen Wissenschaftskultur verglichen (Fleck 2007). Die österreichische So-

ziologie ist in meinen Augen ein illustratives Beispiel der empirischen Angemessenheit dieses Erklärungsversuchs, und als guter Fallibilist würden mich Widerlegung(sversuche) freuen, doch dieser Anstrengung unterzieht sich Haller nicht, stattdessen unterstellt er mir Fiktionen – ohne eine einzige zu nennen.

Bei einer historischen Darstellung kommt man – will man die Grenzen des Genres nicht mutwillig ignorieren – kaum umhin, die Namen der handelnden Personen zu nennen. Von Lesern, die mit sozialstrukturellen Erklärungen vertraut sind, sollte man allerdings erwarten dürfen, dass sie die Bäume von Wald zu unterscheiden vermögen, dass sie Person und Struktur, Mikro und Makro auseinanderzuhalten vermögen.

3 Internationale Anerkennung

Haller stößt sich sodann daran, dass ich an Hand einer Auswertung des SSCI versuchte, die internationale Stellung der österreichischen Soziologie vergleichend zu schildern. Seiner Aufmerksamkeit scheint entgangen zu sein, was er mir als unterbliebene Leistung anlastet, nämlich die Relationierung absoluter Zahlen. Ich habe in Fleck (2010a: 286, Fn. 72) zwei Raten genannt: Die Artikel, die im SSCI (subject: sociology, publication year: 1990–2006, country: Austria bzw. Germany bzw. Switzerland) verzeichnet sind, bezog ich auf (1) auf das Forschungspersonal und (2) die Zahl der Forscher im Higher Education Sector (Quelle: OECD.Stat). Da die Qualität der zum Vergleich herangezogenen Daten fraglich ist, habe ich die Berechnungen hier nochmals durchgeführt und nunmehr die Daten der EU, statt jene der OECD benutzt.⁴ Zusätzlich habe ich die Mitgliederzahlen der deutschen, Schweizerischen und österreichischen Gesellschaften für Soziologie recherchiert und diese ebenfalls zum Vergleich herangezogen (vgl. Tabelle 1).

Tabelle 1: Produktivität deutschsprachiger Soziologen im Vergleich

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
Ö	206	124	500	0,41	0,25	0,8	2,5	0,42	0,25	0,87	0,53
D	2.745	1.722	1.890	1,45	0,91	1,0	4,2	0,66	0,41	1,49	0,93
CH	276	165	420	0,66	0,39	1,1	2,1	0,64	0,38	0,98	0,58

Legende Spalten: 1: Land; 2: SSCI, 1990–2006, alle Textsorten; 3: SSCI, 1990–2006, nur Artikel; 4: ÖGS/DGS/SGS Vollmitglieder, 2009/10; 5: Spalte 2/Spalte 4; 6: Spalte 3/Spalte 4; 7: Forschungspersonal (lt. OECD, wie in Fleck 2010); 8: HE Forscher (lt. OECD, wie in Fleck 2010); 9: Spalte 2/Forschungspersonal (lt. EU, auf Tsd.); 10: Spalte 3/Forschungspersonal (lt. EU, auf Tsd.); 11: Spalte 2/HE Forscher (lt. EU, auf Tsd.); 12: Spalte 3/HE Forscher (lt. EU, auf Tsd.).

Die Mitgliederzahlen der Soziologie-Gesellschaften zeigen deutlich, dass die drei Gesellschaften sich in ihrer Inklusionspolitik unterscheiden. Die Mitgliederzahl der DGS ist nur um den Faktor 4 größer als jene der ÖGS (studentische Mitglieder wurden nicht mitgezählt), während alle anderen Vergleiche zwischen Deutschland und Österreich einen Faktor 10 aufweisen (Bevölkerung, Graduierte, Hochschulen, Professoren etc.). Doch welchen Vergleich auch immer man wählt, die (im SSCI wahrgenommene) Produktivität (= Zahl der dort verzeichneten, in den drei deutschsprachigen Ländern ent-

standene Texte) der österreichischen Soziologen ist stets niedriger als jene der Schweizer und Deutschen.

Ich habe in dem von Haller kritisierten Beitrag außerdem noch darauf verwiesen, dass die von „Österreichern“⁴⁵ verfassten Beiträge häufiger in englischer Sprache erscheinen als jene der deutschen und Schweizer Soziologen, ohne diese Differenzen dort eingehender zu interpretieren. Haller bietet nun seinerseits eine Interpretation an, die allerdings alle Vor- und Nachteile einer Ad-hoc-Erklärung aufweist. Haller hält die häufigere Verwendung des Englischen für ein starkes Indiz für „eine weit stärkere internationale Ausrichtung der österreichischen als der deutschen oder schweizerischen Soziologie“ (Haller 2010, 5) und führt auch gleich noch „plausible“ Gründe für seine Deutung an. Einer genaueren Inspektion hält diese Sichtweise jedoch nicht stand. Vielmehr ist es so, dass der SSCI eine nur als fragwürdig zu bezeichnende Erfassungs- und Klassifikationsstrategie praktiziert, was ich in einer Fußnote in Fleck (2010a: 287, Fn. 73) nur angedeutet habe, hier aber gerne im Detail vorführen will.

Zum einen kann man die Autoren, die zwischen 1990 und 2006 Artikel verfassten, welche vom SSCI indiziert wurden, betrachten, die als österreichische Soziologen klassifiziert wurden. Tabelle 2 listet die Namen der ersten zehn auf.

Tabelle 2: Die ersten zehn österreichischen Soziologen im SSCI (1990–2006) und Zahl der ihnen zugerechneten Artikel

Rang	Name	Zahl
1	Lutz, W.	7
2	Wallace, C.	7
3	Traxler, F.	4
4	Wodak, R.	4
5	Balog, A.	3
6	Feichtinger, G.	3
7	Fleck, C.	3
8	Haller, M.	3
9	Keyfitz, N.	3
10	Scherbov, S.	3

Eingeweihte erkennen unschwer, dass die Hälfte der ersten zehn „Soziologen“ wohl kaum zum Stamm der österreichischen Soziologen gehört. Eine Prüfung anhand der im SSCI ausgewiesenen Adressen bestätigt das. Als Adressen der vier Demografen Gustav Feichtinger, Wolfgang Lutz, Nathan Keyfritz und Sergei Scherbov sind das Laxenburger IIASA, das Institut für Demografie der ÖAW und die TU Wien („Institut Econometric Operat Res & Syst Theory“) angegeben; Ruth Wodak wechselte bekanntlich während des Beobachtungszeitraums vom Wiener Universitätsinstitut für Sprachwissenschaften bzw. der ÖAW an das Department of Linguistics der University Lancaster, an beiden Orten war sie aber jedenfalls als Sprachwissenschaftlerin bzw. Linguistin tätig.

Doch nicht bloß die, möglicherweise arbiträre, Adresse⁶ lässt Zweifel an der Disziplin-Zugehörigkeit laut werden, auch die im SSCI ausgewiesenen disziplinären Zuord-

nungen (Subject Category) machen deutlich, dass die Zählung des Artikels als soziologischem in mehreren Fällen nur zustande kam, weil diese Disziplin unter anderem Erwähnung fand: Wodaks Artikel sind regelmäßig als „Communication; Psychology, Multidisciplinary; Sociology“ klassifiziert und jene der fünf Demografen figurieren zutreffend als „Demography; Sociology.“⁷

Die geringe Fallzahl erlaubt, was bei der Auswertung solcher Daten zumeist unterlassen wird, nämlich eine detaillierte Inspektion der Datenqualität. Diese ergibt einige zusätzliche Besonderheiten: Während die in der rechten Spalte von Tabelle 2 ausgewiesenen Zahlen den Eindruck erwecken, die ersten zehn Soziologen hätten im Zeitraum von eineinhalb Jahrzehnten 40 Beiträge im SSCI platzieren können, handelt es sich wegen der Mehrfachautorenschaft tatsächlich nur um 36 Artikel, weil sieben der acht Artikel der Demografen in Ko-Autorenschaft entstanden, einige der in Tabelle 2 genannten Artikel wurden also in der Autorenspalte doppelt gezählt.

Die Brauchbarkeit des SSCI für wissenschaftssoziologische Analyse wurde durch eine mittlerweile schon einige Jahre zurückliegende Entscheidung der Eigentümer dieser Datenbank untergraben, ohne dass das von denen, die diese Daten als Goldstandard des Wissenschaftsmarktes nutzen, bemerkt wurde. Bekanntlich gehörte es anfangs zu den Prinzipien dieses Unternehmens, dass eine Zeitschrift in den SSCI aufgenommen wird, wenn ein Schwellenwert der Häufigkeit der auf sie entfallenden Zitationen überschritten wurde, die in Zeitschriften erschienen, die bereits im SSCI waren. Eine Inspektion der Liste der 36 Beiträge, die die zehn ersten österreichischen Soziologen veröffentlichten⁸, nährt zumindest starke Zweifel an den Grundsätzen dieses Auswahlverfahrens. Die Aufnahme der slowakischen *Sociologia*, der tschechischen *Sociologicky Casopis – Czech Sociological Review* und der russischen *Sotsiologicheskije Issledovaniya* in den SSCI scheint mir nicht wegen der auf diese Zeitschriften entfallenden Zitationen zustande gekommen zu sein. Da sich Thomson Reuters, der heutige Eigentümer von ISI, über die benutzten Kriterien ausschweigt, wird man bis zum Beweis des Gegenteils behaupten dürfen, dass ökonomische Interessen bibliometrische in den Hintergrund gedrängt haben. Es scheint plausibel anzunehmen, dass der Weltkonzern Thomson Reuters seine Datenbanken auf den neuen Märkten der ex-kommunistischen Staaten platzieren wollte und deswegen dort erscheinende Zeitschriften berücksichtigte.⁹ Das bislang Gesagte sollte Anlass sein, bei der Benutzung der SSCI-Daten Vorsicht walten zu lassen – und zwar jenseits der beliebten Unterstellungen, die von Zitierkartellen, Eigenzitationen etc. raunen.

Wegen der überschaubaren Menge lassen sich die Daten unter einem weiteren Gesichtspunkt betrachten: die Resonanz, die die österreichischen Beiträge fanden (bekanntlich die eigentliche Stärke der Zitationsanalyse). Die fünf Aufsätze, die die größte Zahl an im SSCI ausgewiesenen Zitationen fanden, sind Wodak et al. (sie ist – allerdings in einer alphabetischen Liste – nur Drittgereihte) über die diskursive Konstruktion nationaler Identität (durchschnittlich 3,42 Zitierungen pro Jahr); Franz Traxler über „Collective bargaining and industrial change“ (2,57), zwei Aufsätze, an denen Wolfgang Lutz als Ko-Autor (aber nicht als Erstautor) mitwirkte (1,4 bzw. 1,8), und ein von Haller mit-verfasster Beitrag über Frauenbeschäftigung und Geschlechtsrollen, der in *International Sociology* erschien und im Schnitt seit seinem Erscheinen im Jahr 1994 durchschnittlich 1,29 mal pro Jahr von anderen zitiert wurde (worunter übrigens, wie auch bei

einem der beiden Lutz-Artikel, kein einziges Selbstzitat war, während bei den anderen hier genannten in der Liste der Zitationen auch eigene, spätere Beiträge zu finden waren). Ob man dieses Ausmaß an Resonanz nun als betrüblich gering oder zufriedenstellend groß betrachtet, liegt wohl im Auge des Betrachters.

Der Blick auf die hinter dem Impact-Faktor und anderen Kennzahlen stehenden Praktiken erlaubt ein paar Schlüsse für die Gestaltung der Zukunft des soziologischen Forschens in Österreich zu ziehen. Will man internationale, d. h. eben vermutlich SSCI-, Aufmerksamkeit erzielen, ist es geboten, sich in Forschungsfeldern zu tummeln, deren Zeitschriften im SSCI referiert sind und die eine so große Zahl an anderen Soziologen atrahieren, dass man, allein schon wegen der absoluten Zahl der Kollegenschaft damit rechnen kann, dass man häufiger als andere zitiert werden wird. Zweitens könnte man das Spiel, das in anderen Disziplinen bereits Routine ist, übernehmen und seine Veröffentlichungspraxis ganz den Spielregeln der Welt des SSCI unterordnen. Drittens bliebe die Möglichkeit, sich um diesen ganzen Kram nicht zu kümmern und Franz Grillparzer zu zitieren: „Da tritt der Österreicher hin vor Jeden, Denkt sich sein Theil, und läßt die Andern reden!“ Eine Sammelrezension österreichischer Neuerscheinungen der letzten Jahre legt nahe, dass diese Haltung durchaus zustimmungsfähig wäre (Fleck 2010b). Jede Beschäftigung mit der Geschichte der Soziologie in Österreich gehört jedenfalls in dieses Feld, da das Interesse daran notwendigerweise beschränkt ist. Schließlich könnte man aber auch den Versuch unternehmen, der Scheinwelt, die der SSCI verbreitet, entgegen zu treten. Doch das ist eine andere Geschichte.

Anmerkungen

- 1 Von den singulären Einwänden und Kritiken will ich stellvertretend nur die folgenden aufklären bzw. zurückweisen: Haller hält meinem Befund, in lexikalischen Überblicksdarstellungen – ich nenne davon sechs verschiedene – finde man keine von Österreichern verfassten „Haupt- und Schlüsselwerke“, entgegen, dass er in dem von mir angeführtem und von ihm in Fn 4 zitierten *Lexikon der soziologischen Werke* (Oesterdiekhoff 2001) vier gefunden habe. Daraus schließt Haller, ich habe „Detailfakten nicht richtig dargestellt“. Dazu ist zu sagen: Zwei der von Haller genannten Titel entstanden nicht in Österreich, sondern wurden von Fürstenberg noch vor seiner bzw. von Münz nach dessen Tätigkeit in Österreich verfasst (letzterer ist obendrein nur einer von drei Mit-Autoren). Die beiden anderen gehören wohl eher zur Gattung Lehrbuch bzw. fallen wie schon der Titel sagt in das Gebiet der Philosophie. Haller meint, dass eine von ihm veranlasste Broschüre (Haller 2004), die ich als Beleg dafür zitierte, dass es einen „beklagenswerten Mangel an fundierten soziologischen Analysen über die Gesellschaft, in der wir leben“ (Fleck 2010a, 285) gebe, meinem Befund widerspreche, da darin doch 1183 Buchveröffentlichungen angeführt seien. Die große Zahl kann man leichterding relativieren: wenn man sie mit der Population der österreichischen Soziologen in Beziehung setzt, kommt man zum Ergebnis, dass im Schnitt jede(r) seit 1945 in Österreich tätige Soziologe(in) gerade einmal ein Buch verfasste. Zum anderen sagen bloße Zahlen nichts über die Qualität aus.
- 2 Haller zitiert allerdings eine(n) anonyme(n) Studienkolleg(in)en mit Worten, die sich wie eine Bestätigung dieses Gesetzes lesen: „Er (Rosenmayr) war (. . .) um eine ganze Klasse besser (. . .) als die Professoren, die er dann (. . .) holte“ (Haller 2010, 4), ohne daraus irgendwelche Schlüsse zu ziehen.

- 3 Wie leicht das wäre – und vermutlich für Rosenmayr selbst Neuigkeitswert besäße – kann man an der von Rosenmayr (1996: 132) mit sichtlichem Stolz berichteten Episode seiner Einladung durch Adorno als Kandidat für eine Professur in Frankfurt illustrieren: Die Korrespondenz zwischen Adorno und Lazarsfeld zeigt, dass es sich dabei um ein abgekartetes Spiel handelte, um Rosenmayrs Avancement in Wien zu befördern. Ich erwähne das hier bloß, um deutlich zu machen, dass mich archivierte Akten nur insoweit interessieren, als dank ihnen Strukturen rekonstruiert werden können, in diesem Fall die von Scheinberufungen, die sich gelegentlich sogar hinter dem Rücken des Begünstigten abspielen.
- 4 http://ec.europa.eu/research/science-society/document_library/pdf_06/she_figures_2009_en.pdf.
- 5 Ich habe hier wie andernorts stets die Anwesenheit eines Autors in einem bestimmten Land zur Grundlage der nationalstaatlichen Zuordnung herangezogen. Haller präferiert, wie viele andere Patrioten unter denen, die sich mit Österreichs Vergangenheit beschäftigen, ein inklusiveres Kriterium, wie man unschwer an seiner von ihm zitierten Studie über österreichische Nobelpreisträger ersehen kann (Haller u. a. 2002).
- 6 Die Aktualität der Adressenangaben ist übrigens sehr mangelhaft. Nicht nur im Fall von Claire Wallace, die während ihrer Zeit am IHS als Österreicherin zu zählen Sinn macht, stimmen die Ortsangaben nicht immer mit dem tatsächlichen Arbeitsort überein, selbst bei Max Haller gibt SSCI bei einem im Jahr 1990 erschienenen Beitrag als Adresse ZUMA; IHS und die Universität Graz an!
- 7 Im Fall eines Artikels von Feichtinger lautet die disziplinäre Schlagwortkette gar: „Mathematics, Interdisciplinary Applications; Social Sciences, Mathematical Methods; Sociology“.
- 8 Die Zeitschriften in denen die 36 hier näher betrachteten Aufsätze erschienen sind: *Population and Development Review* (8), *Discourse & Society* (4), *International Sociology*, *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* und *Society* (je 3), *European Sociological Review*, *Sociologicky Casopis*, *Sociologica* und *Youth & Society* (je 2), sowie mit je einem Beitrag *Berliner Journal*, *British Journal*, *Journal of Mathematical Sociology*, *Rationality and Society*, *Sociological Perspectives*, *Sotsiologicheskije Issledovaniya* und *Sociology*.
- 9 Eine absurde Konsequenz dieser Selektivität ist schließlich, dass fremdsprachige Wiederabdrucke ursprünglich deutsch erschienenen Aufsätze als SSCI-Treffer der wiederabdruckenden Zeitschrift zu Buche schlagen. Zwei der drei Beiträge Andreas Balogs erschienen ursprünglich deutsch, einer davon in dieser Zeitschrift, doch SSCI weist sie nicht als Übersetzungen oder Wiederabdrucke aus.

Literatur

- Fleck, Christian. 2000. Wie Neues nicht entsteht. Die Gründung des Instituts für höhere Studien in Wien durch Ex-Österreicher und die Ford Foundation. In: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 11: 129–177.
- Fleck, Christian. 2007. *Transatlantische Bereicherungen. Die Erfindung der empirischen Sozialforschung*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Fleck, Christian. 2010a. Die Entwicklung der Soziologie in Österreich. In: *Steuerung von Wissenschaft? Die Governance des österreichischen Innovationssystems*, hrsg. Peter Biegelbauer, 259–296. Innsbruck: Studienverlag.
- Fleck, Christian. 2010b. Austrian Academic Publishing in Sociology: A Critical Review. In: *International Sociology* 25: 1–14.
- Haller, Max. 1990. Leopold Rosenmayr zum 65. Geburtstag. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 42: 798–800.

- Haller, Max. 2004. *Buchpublikationen österreichischer Soziologinnen und Soziologen 1950–2002*. Graz: Eigenverlag.
- Haller, Max. 2010. Die Leistungen der österreichischen Soziologie. Fakten und Fiktionen. In: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 35(3): 79–88.
- Haller, Max, unter Mitarbeit von Birgit Wohinz und Margot Wohinz. 2002. *Karrieren und Kontexte. Österreichs Nobelpreisträger und Wissenschaftler im historischen und internationalen Vergleich*. Wien: Passagen.
- Oesterdiekhoff, Georg W. (Hrsg.). 2001. *Lexikon der soziologischen Werke*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Rosenmayr, Leopold. 1988. Erlebte Soziologie-Geschichte in Österreich ab 1945. In: *Geschichte der österreichischen Soziologie: Konstituierung, Entwicklung und europäische Bezüge*, hrsg. Josef Langer, 281–316. Wien: Gesellschaftskritik.
- Rosenmayr, Leopold. 1996. Harter, unsicherer Anfang. In: *Wege zur Soziologie nach 1945. Autobiographische Notizen*, hrsg. Christian Fleck, 99–140. Leverkusen: Leske + Budrich.
- Rosenmayr, Leopold. 2001. Soziologie wohin. ein persönlicher Rückblick mit allgemeiner Vorblicksabsicht. In: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 26: 42–63.
- Rosenmayr, Leopold. 2005a. Frühe Erfahrungen – späte Einsichten. In: *Soziologie in interdisziplinären Netzwerken: Leopold Rosenmayr gewidmet*, hrsg. Anton Amann und Gerhard Majce, 31–76. Wien: Böhlau.
- Rosenmayr, Leopold. 2005b. Nachlese. In: *Soziologie in interdisziplinären Netzwerken: Leopold Rosenmayr gewidmet*, hrsg. Anton Amann und Gerhard Majce, 275–316. Wien: Böhlau.
- Rosenmayr, Leopold. 2008. *Überwältigung 1938: Frühes Erlebnis – späte Deutung. Rückblick eines Soziologen in die eigene Kindheit und seine frühe Jugend*. Wien: Böhlau.

Replik

Max Haller

Die „Anmerkungen“ von Christian Fleck zu meinem Diskussionsbeitrag sind länger geworden als dieser selbst – die Kritik scheint einen empfindlichen Nerv getroffen zu haben. Allerdings besteht die „Replik“ u. a. darin, dass Fleck seitenlange Zitate aus seinem Text wörtlich wieder abdruckt und darauf verweist, dass er viele seiner Thesen an anderen Stellen genauer dokumentiert habe. Meine Kritik bezog sich allerdings nur auf den neuesten Aufsatz; es sollte wohl jeder einzelne Beitrag so abgefasst sein, dass er hieb- und stichfest ist.

Die erste These von Fleck lautet, sein negatives Urteil über die österreichische Soziologie habe sich nur auf die Situation der 1950er Jahre bezogen – ein bemerkenswerter Rückzieher. Allerdings ist er anhand seines Aufsatzes nicht nachvollziehbar. So heißt es schon im ersten Satz, die Leistungen der weiter zurückliegenden Vergangenheit seien viel relevanter gewesen als jene „der Zeit seit 1945“; vom Bedeutungsverlust der österreichischen Nachkriegssoziologie habe sich die Soziologie „bis heute nicht zu erholen vermocht“ usw. Jeder, der die Aufsätze von Fleck kennt und mit dem ich darüber sprach, hatte genau denselben Eindruck.

Zur Rolle von Rosenmayr. Ich gebe ohne Weiteres zu, dass auch die hochschul- und wissenschaftspolitischen Aktivitäten einer Person in einer Schlüsselfunktion für ihre Gesamtbewertung wichtig sind. Sie sind aber trotzdem nicht dasselbe wie ihre wissenschaftlichen Leistungen. Wenn Fleck zum Urteil kommt, im Falle von Rosenmayr habe „das Verhalten eines Einzelnen eine ganze Disziplin zu deren Nachteil beeinflusst“, trifft er eine unhaltbare Verallgemeinerung. Außerdem überschätzt er den Einfluss dieses Einzelnen bei weitem, wenn er meint, dieser habe über die Allokation von Infrastruktur und Drittmitteln und die Besetzung von Stellen „allein“ entscheiden können.

Umfangreiche Ausführungen widmet Fleck der Messung der Leistungen und internationalen Anerkennung der österreichischen Soziologie im Social Science Citation Index, die äußerst einseitig sei. Dies zeige sich u. a. darin, dass – wenn man unter dem Stichwort „österreichische Soziologie“ recherchiert – man nur sehr wenige, oft fachfremde Wissenschaftler finde. Dies mag stimmen. Man kann jedoch solche Recherchen in SSCI auch unter anderen Kriterien (etwa nach AutorInnen) durchführen und dann scheinen für nicht wenige österreichische Autorinnen viel mehr Publikationen auf.

Eine letzte Bemerkung zu einer Feststellung Flecks in Fußnote 1: Hier relativiert er meinen Einwand, dass in Österreich 1950–2002 (nicht „seit 1945“, wie Fleck schreibt) 1183 soziologische Bücher veröffentlicht wurden, mit dem Hinweis, bloße Zahlen sagten nichts über die Qualität aus und im Durchschnitt habe damit genau genommen jeder Soziologe gerade einmal ein Buch veröffentlicht. Beides ist irreführend. Die erstgenannte Behauptung wird auch durch ständige Wiederholung nicht wahr; entweder ist sie trivial (wenn sie besagen soll, dass nicht jeder, der viel publiziert, nur Hervorragendes publiziert), oder sie ist schlicht falsch, wenn sie besagen soll, dass zwischen Anzahl der Publikationen und ihrer Qualität kein oder sogar ein negativer Zusammenhang besteht; jede wissenschaftssoziologische Analyse zeigt, dass das Gros aller Publikationen von nur wenigen, in aller Regel auch anerkannten Wissenschaftlern stammt.